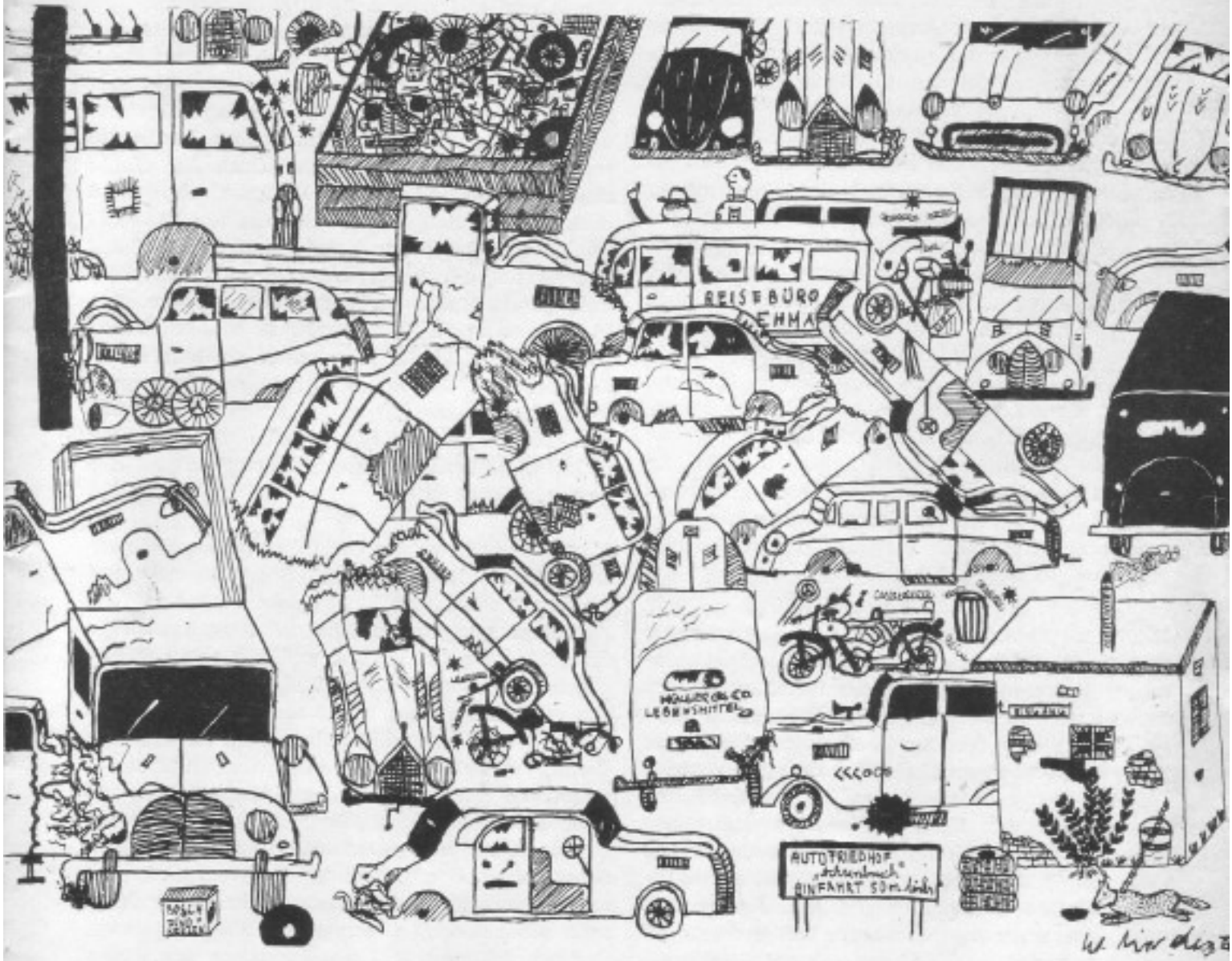
# blätter

DES
LANDFERMANN-BUNDES E.V.
DUISBURG
UND DER
KÖNIGSBERGER
FRIDERIZIANER




Diese Federzeichnung eines Quartaners zeigt, wie sich die Vorstellungskraft unserer Kinder immer auf die technische Welt konzentriert. Die Naturdinge (Strauch und Hund) erscheinen nur noch winzig am Rande.

FEBRUAR 1964

# Kant als Schüler des Friedrichskollegiums

Immanuel Kant hat achteinhalb Jahre lang, vom 8. bis 16. Lebensjahr, das Königsberger Friedrichskollegium besucht. Den Anfangsunterricht erhielt er nach der Angabe seines Biographen Jachmann auf der Vorstädtischen Hospitalschule, der Schule des St.-Georg-Hospitals in der kneiphöfschen Vorstadt, in deren Nähe sein Elternhaus lag. Für den Wechsel zum Friedrichskolleg war außer der bald erkennbaren Begabung des jungen Immanuel der Geist dieser Schule bestimmend. Der kurfürstliche Holzkämmerer Theodor Gehr, ein tatkräftig frommer Pietist, war schon früh mit Spener und Francke in Verbindung gekommen und hatte 1698 nach dem Vorbild der Franckeschen Stiftungen in Halle eine Privatschule errichtet, der König Friedrich I. zwei Jahre nach seiner Krönung seinen Namen verlieh. Dieses königliche Friedrichskollegium war unter der Führung der bedeutendsten ostpreußischen Pietisten bald zur Hochburg des preußischen Pietismus geworden. Es stand an der Spitze der pädagogischen Entwicklung, solange der Pietismus selbst die geistige Entwicklung anführte.

Da Kants Eltern Pietisten waren, lag es nahe, daß sie ihre Söhne auf die berühmte Pietistenschule schickten. Als der junge Immanuel Ostern 1732 zum erstenmal im Schulgebäude am Kollegienplatz auf der Burgfreiheit erschien, war Direktor der Franckeschüler Georg Friedrich Rogall, der sich aber im leidenschaftlichen Kampfe für den Pietismus zerrieb und schon 1733 starb. Ihm folgte der Pommer Franz Albrecht Schultz, der zu den großen Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts gehört. Seinem Rat und seinem Einfluß war es zu verdanken, daß der Riemermeister Kant seinen Sohn Immanuel 1740 auf die Universität schickte. Von allen Philosoph seine Schule nicht in gutem Andenken gehabt. Wenn wir Theodor Gottlieb Hippel anderen Lehrern erwähnt Kant nur noch den Lateinlehrer Heydenreich. Im übrigen hat der glauben wollen, überfiel ihn „Schrecken und Bangigkeit, wenn er an jene Jugendsklaverei zurückdachte". Der Spötter Hippel liebte überspitzte Formulierungen, aber mag Kant sich auch nicht wörtlich so ausgedrückt haben, wie Hippel berichtet, dem Sinne nach hat er schon das Richtige getroffen.

Vom Gipfel der Aufklärungsphilosophie aus konnte Kant in der pietistischen Zucht seiner Schuljahre nur eine Einengung der sich entfaltenden menschlichen Persönlichkeit sehen. Die in überaus häufigen Andachten und Gebetsstunden geregelte Frömmigkeit stieß ihn ab. Diese fromme Zucht war das Werk des Schulinspektors Christian Schiffert, der Rektor in Stolp gewesen und mit seinem Landsmann Schultz 1733 nach Königsberg gekommen war. Der Direktor, durch akademische und staatliche Ämter übermäßig belastet, war mehr Repräsentant als Leiter der Schule. Die Organisation des Unterrichts und den ganzen schulischen Alltag bestimmte mehrere Jahrzehnte lang Schiffert. Er diente seiner Schule mit ganzer Hingabe, aber eben deshalb verschloß er sich allen neuen Entwicklungen und hielt das Friedrichskolleg fast mit Gewalt auf der Stufe des Pietismus fest. Was anfangs der Ruhm der Schule gewesen war, eine Musteranstalt im Sinne Franckes zu sein, wurde zur bösen Nachrede. Man schalt sie eine Pietistenherberge. Ein kluger Junge wie Immanuel wird diese innere Spannung schon gespürt haben. Ausgesprochen hat er sich aber darüber nicht, wie überhaupt über Kants Schulzeit nur wenig bekannt ist.

Kant war wohl großer Gedanken, aber nicht großer Leidenschaften fähig. Eine Sturm- und Drangzeit scheint er nicht erlebt zu haben, eine Auflehnung gegen die Schulzucht lag ihm sicher fern. Er war fleißig und erfüllte seine Schulpflichten gut und ohne Widerspruch, obgleich ihn wohl damals schon das sinnlose Auswendiglernen wenig befriedigt haben mag. Er half sich damit, daß er aus dem Sinnlosen einen Sport — wenn wir dieses Wort, das damals noch nicht zum deutschen Sprachschatz gehörte, schon gebrauchen wollen — machte und mit seinem Schulfreund David Ruhnke in Wettstreit trat, wer längere Stellen aus lateinischen Klassikern auswendig hersagen konnte. Mit diesem Ruhnke, der mit Schiffert 1732 aus Pommern gekommen war, ist Kant sein Leben lang in Verbindung geblieben, obgleich er nach dem Ende der Schulzeit in Wittenberg studierte. Er wurde ein berühmter Professor in Leyden und war der einzige von Kants Mitschülern, der dem Philosophen kongenial war. Mit allen anderen Mitschülern hat Kant später nur lose oder gar keine Verbindung unterhalten, am ehesten noch mit dem Pommern Georg David Kypke, der Professor für orientalische Sprachen an der Albertina

und somit Kants Kollege wurde, oder mit dem Arzt Dr. Trummer, den er im Alter gelegentlich konsultierte. Von dem Schicksal der anderen, die mit Kant zugleich in die Schule eingetreten waren, wissen wir wenig. Der Pfarrer Johann Christian Mahraun sei genannt, weil er ein Vorfahr des späteren Hochmeisters des Jungdeutschen Ordens Arthur Mahraun war.

Der junge Immanuel war sicher kein Sonderling. Er liebte die Menschen und brauchte sie und wird sich im Kreise seiner Mitschüler so bewegt haben, wie es einem gesunden Kinde zukommt.

Auch an den in diesem Lebensalter eigentümlichen Hänseleien war er beteiligt. Er schrieb seinen Namen mit C und änderte, als seine Schulkameraden ihn spöttisch Zant — nach dem Speisefisch — riefen, die Schreibweise in K um, schrieb sich also Kant statt bisher Cant. Seine Lebensfreunde hat er aber nicht auf dem Friedrichskolleg gefunden, auch nicht als Student an der Universität, sondern später im Strom des Lebens.

Es ist also nicht viel, was von Kants Schulzeit zu berichten ist, aber es bleibt zu fragen, ob nicht die Schule, mag er sie gern oder ungern besucht haben, Einfluß auf sein Leben und seine Philosophie gehabt hat. Zweifellos hat Kant schon auf der Schule die Disziplin des Denkens und die ausharrende Geduld gelernt, die er später so meisterlich übte. Sein lebhaftes pädagogisches Interesse richtete sich aber auf die Pädagogik seines Zeitalters der Aufklärung, auf Basedow, Salzmann und Campe. Man spürt die Abkehr von dem Lernbetrieb, den er als Schüler hatte üben müssen, wenn er später schrieb: „Das Memorieren ist sehr nötig, aber das zur bloßen Übung taugt gar nichts. Man muß das Gedächtnis nur mit solchen Dingen beschäftigen, an denen uns gelegen ist, daß wir sie behalten, und die auf das wirkliche Leben Bezug haben." Wer wollte dem nicht heute noch zustimmen?

DR. FRITZ GAUSE

# Ritt durch Masuren

Marion Gräfin Dönhoff: Namen, die keiner mehr nennt — Ostpreußen, Menschen und Geschichte, Eugen Diederichs Verlag Düsseldorf-Köln 1962, 200 S.

Der Untertitel des Buches ist der sachlich richtige, da er den Inhalt trifft. Der Obertitel ist journalistisch aufgeputzt und insofern nicht richtig, als die Namen, die dort genannt werden, durchaus noch bekannt sind. Allerdings müssen sie dann auch richtig geschrieben werden, Ustrichsee und nicht Üstritzsee, Tirklosee und nicht Türklesee.

Es wäre Unrecht, das Buch der Gräfin Dönhoff im Kielwasser des berühmten Ostpreußischen Tagebuchs ihres Verwandten und Standesgenossen Grafen Lehndorff segeln zu lassen. Es hat einen eigenen Rang und ist eigener Art. Es ist kein Tagebuch, sondern eine Zusammenstellung von sechs verschiedenen und auch zu verschiedener Zeit verfaßten Einzelarbeiten. Am Anfang steht ein lebendig geschriebener Bericht von der Flucht von Quittainen bis nach Westfalen. Was der Verfasserin erspart blieb, die persönliche Bekanntschaft mit den Russen, ist sozusagen nachgeholt in einem kurzen, aber erschütternden Erlebnisbericht eines Daheimgebliebenen. Der literarisch schönste Beitrag ist ein Tagebuch über einen Ritt durch Masuren, den die Verfasserin im Kriegsherbst 1941 unternommen hat. Hier leuchten die Farben der unvergeßlich schönen masurischen Landschaft und werden die Menschen in ihrer Eigenart und ihrer Gastfreundschaft lebendig. Von persönlicher Erinnerung eingegeben sind auch die Worte, mit denen Verf. ihrem Vetter, dem vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilten Grafen Heinrich Lehndorff, ein würdiges Denkmal setzt unter dem Titel „Leben und Sterben eines ostpreußischen Edelmanns". In dieser Sphäre des ostpreußischen Adels und der Gutsherrschaft bewegen sich die beiden letzten Aufsätze, die zusammen mehr als die Hälfte des Buches ausmachen. Als „Wirtschaftswunder vor zweihundert Jahren" beschreibt Verf. die Geschichte der Dönhoffschen Begüterung, die sie zum Gegenstand ihrer Dissertation gemacht hat, und unter dem Titel „Stets blieb etwas vom Geist des Ordens" gibt sie einen Überblick über die Geschichte ihrer Familie im Zusammenhang mit der Landesgeschichte. Diese selbst ist nicht frei von Irrtümern — so erhielt der Große Kurfürst 1660 die Souveränität nur im Herzogtum Preußen, nicht in Westpreußen S. 138, und verlor Preußen 1807 im Tilsiter Frieden nicht alle in den drei polnischen Teilungen erworbenen Gebiete

(S. 162), doch soll darüber nicht gerechtet werden, denn der Wert dieser Arbeit liegt nicht in der Darstellung der politischen Geschichte, sondern in der Bereicherung durch viele kleine, oft anekdotenhafte Züge, die die Männer und Frauen der Dönhoffs als eigenwüchsige und doch von gemeinsamen Standesidealen geprägte Persönlichkeiten vor uns erstehen lassen, als Menschen einer Schicht, bei der die Verantwortung wuchs mit der Größe des Besitzes, bei der Reichtum Pflicht bedeutete und der die Verfasserin sich noch heute verbunden weiß.

DR. FRITZ GAUSE

# Eindrücke, die keine Macht verwischt

Erlebt im Königsberg der Jahrhundertwende

**1. Schon auf der Vorschule streifen existentielle Ereignisse das Kind**

Besonders deutlich ist mir noch eine Unterrichtsstunde Jampels in Erinnerung, in der uns seine Gemütsbewegung in höchste Betroffenheit versetzte. Währen wir ihn sonst im Schulunterricht in der Klasse nur heiter und freundlich kannten, war er diesmal wie umgewandelt. Er kam blaß im Hut und Mantel herein, zitterte nervös, schaute beständig nach der Taschenuhr, seine Stimme war bewegt, ja er schluchzte, und konnte sich vor Ungeduld nicht halten. Seine Gedanken waren sichtlich fern. Nach einiger Zeit brach er die Lektion ab und fing an, mit uns Choräle zu singen. Er sprach Gebete vor, die wir wiederholen mußten. Wehe, wer es wagte, über seine seltsame Art albern zu lachen! Er fuhr ihn wütend an, schlug ihn aber nicht. Dann war er still, und er betete offenbar für sich allein. Beim Glockenschlag stürzte er aus dem Hause. Später erfuhren wir, was Jampel damals so beunruhigt hatte: seine kleine Tochter, etwa in unserem Alter, war schwer krank geworden und lag an diesem Morgen in der Samterschen Klinik in der Gr. Schloßteichstraße, und während ihr Vater uns unterrichtete, wurde sie auf Leben und Tod operiert. Anderntags bewies das gleichmäßige und gewohnte Verhalten des Lehrers, daß die Operation glücklich verlaufen war. Später habe ich oft mit Rührung der Anstrengung dieses Vaters gedacht, seinem Kind in dessen schwerer Krisis seelisch nahe zu sein.

Der Ernst des Todes trat aber unserem kleinen Kreis sehr bald spürbar ins Bewußtsein und erzeugte in unserer kindlichen Psyche Spannung und Unruhe. Der Klasse gehörte ein schwächlicher, stiller und blasser kleiner Junge an, der Sohn des Predigers Ch., der, solange er in unserer Mitte saß, von uns kaum beachtet wurde. Dann aber fehlte er auf einmal, und die Dauer seiner Abwesenheit bewies, daß es sich nicht um die übliche Influenza oder die Windpocken handelte. Sein leerer Platz und die Ungewißheit seines Schicksals beschäftigten die Gedanken vieler Mitschüler derart, daß seine kleine Person doppelt anwesend zu sein schien. Eines Tages war das Gerücht aufgetaucht, das Kind sei an Scharlach gestorben, und nun war es, als ob unsere kleine Schar von einer unheimlichen Macht betroffen worden war, die uns in lähmendem Entsetzen aus dem banalen Einerlei des Elementarunterrichts herausriß. Aber eine Gewißheit, daß Ch. nicht wiederkommen würde, hatten wir noch nicht. Mitten in der Stunde von Z. ließ sich aber die bange Unruhe nicht mehr beherrschen, und eine schüchterne Hand hob sich zu der beklemmenden Anfrage: „Stimmt es, daß Ch. gestorben ist?“ Z. antwortete in einem ernsten Ton, der mir noch lange in Erinnerung geblieben ist: „Ch. ist tot!“ Kein weiteres Wort fiel, aber einen Augenblick lang überlief jeden von uns ein kalter Schauer.

**2. Ein Direktor stirbt**

Juli 1908. An einem Spätnachmittag gehe ich in Cranz über den Corso entlang den Flunderfrauen zur Uferpromenade. Das bewegte Promenadenleben umgibt mich. Der Salzduft, die Strandgerüche von Tang, feuchtem Sand und kleinen angespülten Fischen verbinden sich mit dem Duft aus den Konditoreien Schneidereit und Gutzeit, nach Kaffee und Restaurantküche, mit der Ausdünstung der besonnten Holzbretter der Promenaden und des Weges zum damaligen Herrenbad. Dazwischen vereinzelt Zigarrenduft in der warmen Luft und der Geruch frischgeräucherter Flundern. Die dunkelblaue, leichtgewellte Ostsee liegt im Abendsonnenglanz und geht unmerklich in den klaren Horizont über.

Die gewohnten Bilder von verschleierten weiblichen Kurgästen, die auf- und abgehen, Kindern, die im Sand buddeln, russischen Studentenuniformen, Fischern, die einen am Seesteg ansprechen und Propaganda für eine Segelfahrt machen, Kadetten, Sonnenschirmen und Tennisanzügen. Dazu der frohstimmende Gedanke: Noch über eine Woche Ferien! Seebäder, Waldhaus, Promenadenkonzert, Waffeln im Fichtenhain ... Da wird ein verstärkter Menschenandrang von der Kesselstraße her spürbar. Der Spätnachmittagszug aus Königsberg ist gekommen und mit ihm die Halbtagskurgäste, die an der See schlafen und sich frühmorgens oder noch gleich am Abend ins Wasser stürzen und dann tagsüber in der Stadt ihrem Besuch nachgehen. Es kommen auch die Nachrichten aus der Stadt. Diesmal sind mir Nahestehende mit dem Zug gekommen. Der Schwager erzählt, in der Stadt verlauteten Gerüchte, ein bekannter Gymnasialdirektor sei unerwartet gestorben. Genaueres wisse er nicht. Ach ja, vom Friedrichskollegium, wie er doch nur heiße ... Eine Viertelstunde später spricht mich ein Klassenkamerad an: „Hast du schon gehört? Unser Direktor ist tot, mein Vater hat's aus der Stadt." Die Abendzeitungen bestätigen die Gerüchte. Damals war ich Untersekundaner. Es war, als ob eine Welt versänke. Nicht nur aufrichtige Trauer, nein kaltes Grauen überkam uns Schüler. Wie konnte das sein? Was sollte aus uns werden? Ohne ihn konnte es doch nicht weitergehen!

**3. Ein Direktor ermahnt**

Bei einem guterzogenen Jungen fand er (Prof. Kü.) einst pornographische Kritzeleien. Anstatt ihn auszuschimpfen, stellte er ihm in allem Ernst vor, was wohl seine Mutter sagen und wie traurig sie sein würde, wenn sie Derartiges bei ihm fände. Dies beeindruckte alle. Ja, immer brachte er das Bild von der Mutter in unseren Vorstellungskreis. Einmal bemerkte er, daß mehrere Jungen lachten, als das Demonstrationsskelett vorübergetragen wurde, wobei der Schädel hin- und herwackelte. Seine Mahnung: „Glaubt Ihr, daß seine Mutter auch lachen würde, wenn sie ihn jetzt so sähe, nachdem er im Leben ihre ganze Freude war und sie um ihn Sorge und Leid getragen hat?"

DR. BERTHOLD LAZAR,
Landgerichtsrat a. D., Luzern (Schweiz)

# 40 Jahre Erzieher · Dr. HERBERT ZIMMERMANN

Über ein Jahr lang mußte die Behörde in Düsseldorf suchen, um für den seit der Pensionierung von Oberstudiendirektor Dr. Kock 1951 verwaisten Direktorposten des Landfermann-Gymnasiums eine geeignete Persönlichkeit zu finden. Am 1. 4. 1952 war es dann so weit: Dr. Herbert Zimmermann, vom Schloßgymnasium Düsseldorf-Benrath kommend, übernahm die Leitung unserer Schule. Lehrer und Schüler blickten erwartungsvoll auf den Mann, der von nun an der Schulgemeinde vorstehen sollte. Mittlerweile wissen wir alle, was wir an ihm haben: die Lehrer einen kollegialen Chef, der für alle ihre fachlichen und persönlichen Wünsche Verständnis hat, die Schüler einen Erzieher, der seine Aufgabe nicht nur im Vermitteln von Wissen sieht, sondern ebenso in der Bildung von verantwortungsbewußten Persönlichkeiten, und der für ihre großen und kleinen Anliegen immer ein offenes Ohr hat.

Am 1. 10. 1922 begann Dr. Zimmermann seine schulische Laufbahn. Seither sind mehr als 40 Jahre vergangen, und ungebeugt eilt er heute noch schnellen Schrittes durch die Klassen und Flure, um überall nach dem Rechten zu sehen und seinen Unterricht pünktlich zu beginnen. Eine über 40jährige Dienstzeit ist im Lehrerberuf selten. Da muß man sich schon in der Jugend sputen, wenn man solch ein Jubiläum feiern will: Dr. Zimmermann wurde am 18. 4. 1900 geboren, machte bereits 1917 sein Abitur, begann mit 18 Jahren das Studium der Philologie in Jena, war nach 8 Semestern damit fertig und hatte auch schon seinen Doktor in der Tasche! Alle Achtung vor dieser Leistung!

Nachdem Dr. Zimmermann an verschiedenen Schulen in Thüringen und im Rheinland reiche Erfahrungen gesammelt hatte, kam er nach Duisburg. Das ist nun auch schon über 10 Jahre her. Grund genug, des 40jährigen Dienstjubiläums und des 10jährigen Amtsjubiläums als Direktor des Landfermann-Gymnasiums in einer Feierstunde zu gedenken: am 4. 10. 1962 kamen dazu der leitende Regierungsdirektor Dr. Haver-

kamp und der Dezernent der Schule, Oberschulrat Blümer; aus Düsseldorf nach Duisburg. In Anwesenheit des Lehrerkollegiums würdigte Dr. Haverkamp mit anerkennenden Worten die 40jährige pädagogische Tätigkeit Dr. Zimmermanns, wünschte ihm noch weitere erfolgreiche Jahre und überreichte ihm eine Ehrenurkunde des Kultusministers. In seiner Antwort dankte Dr. Zimmermann für die ihm zuteil gewordene Ehrung. Er betrachtete es als seine Pflicht, dafür zu sorgen, daß das Landfermann-Gymnasium in seiner bisherigen Form seinen Aufgaben gerecht werde. Gerade heute, da immer wieder von verschiedenen Seiten die Existenzberechtigung des altsprachlichen Gymnasiums in Frage gestellt werde, möge die Behörde seine — vom ganzen Lehrerkollegium ebenso getragenen — Bemühungen um die Erhaltung des Landfermann-Gymnasiums in seiner augenblicklichen Form unterstützen.

„Wir sehen gerade darin eine Stärke des klassischen Gymnasiums, daß es zu materialistischem Denken keine Handhabe bietet, daß es seine Schüler zu geistigen Gütern führt, die sich nicht sofort in barer Münze auswerten lassen, und daß es sein Bildungsgut im wesentlichen nach seiner Verwendbarkeit mißt, den jungen Menschen zu einer charakterlich gefestigten Persönlichkeit zu prägen ... Unsere Schule hat heute wie je in den vergangenen 400 Jahren ihrer Bewährung wichtige Aufgaben zu leisten, von deren rechter Erfüllung unsere gemeinsame Zukunft in wesentlichen Teilen abhängt." — Das sind Worte aus der Ansprache Dr. Zimmermanns am 11. 10. 1959 vor einer großen Festversammlung im Duisburger Stadttheater aus Anlaß des 400jährigen Jubiläums des Landfermann-Gymnasiums. Der wohlgelungene Ablauf dieses Schuljubiläums mit all seinen zahlreichen Veranstaltungen im Oktober 1959 stellt sicherlich einen Höhepunkt in der bisherigen Tätigkeit von Dr. Zimmermann an unserer Schule dar.

Das Kollegium und die Schülerschaft wissen Ihre koordinierende und verständnisvolle Haltung, sehr geehrter Herr Direktor, sehr zu schätzen und hoffen auf weitere gute Zusammenarbeit in Konferenzzimmer und Klasse!

OStR. A. MEYER

1. September 1963

# Das Haus der Kindheit

Unter dieser Überschrift wollen wir in Zukunft die Erinnerungen der Ehemaligen aus Königsberg und Duisburg abdrucken. In dieser Nummer setzen wir einen Anfang und verbinden damit die Bitte, der Redaktion Erinnerungen unaufgefordert zuzusenden.

*

**Verspottung**

Ich war damals Sextaner (1897/98). Als Fahrschüler mußte ich immer sehr früh aufstehen, um rechtzeitig die Angermunder Haltestelle zu erreichen. Für den im Winter beschwerlichen Weg durch den Angermunder Wald hatte mir mein Vater vorsorglich „zünftige" Schaftstiefel gekauft, und mit diesem groben Schuhzeug erschien ich dann eines Tages ebenso stolz wie ahnungslos auf dem Schulhof. Da erscholl der Chor der Stadtkinder: „Der dicke Jarcke hat Stiefel an!" In der Zehnuhrpause wollte ich mich dem Spott dadurch entziehen, daß ich mich vom offiziellen Schulhof — dem Salvatorkirchplatz — zu der anderen, verbotenen Seite des alten Gymnasiums hinüberrettete, wo das Konferenzzimmer lag, woher ich Rettung aus der Not erhoffte. Die johlende Meute zog hinter mir her bis vor das Fenster. Dieses ging auf, und hinter dem Herrn Oberlehrer Wimmer erschienen andere Kollegen und stimmten in den Chor der Schüler mit ein. Bis heute habe ich den Spott noch nicht verschmerzt, der mich damals von hinten und vorne übergoß. Spaß muß sein, aber Spott wirkt zersetzend, und möge keinem Kleinen je mehr eine solche Abart des „bethlehemischen Kindermords" widerfahren!

**Das erste Gebot**

In Prima (1904—06) war Herr Feller Religions- und Deutschlehrer zugleich. Einmal sollte das Johannesevangelium besprochen werden, aber immer wieder kam der Hinweis auf den „göttlichen Goethe": „Der göttliche Goethe sagt ..." Seitdem ist mir Goethe verleidet, und für lange wurde mir so der Zugang zum Johannesevangelium verschüttet. Das Evangelium predigt ja nicht irgendeine Religion des Menschen, sondern Offenbarung Gottes in Christo, neben dem es keine anderen Götter gibt.

W. JARCKE, Pfr. i. R., Ab. 1906

**Ein Mißverständnis**

(Quintanertaten)

An einem kalten Dezembertag hatte es gerade zur großen Pause geläutet. Stürmisch rannten wir die Treppen hinunter auf den Schulhof. Wo heute die Turnhalle ist, stand damals die Wohnung des Direktors, an die sich eine mit Sträuchern und Stauden bewachsene Böschung anschloß. Es hatte gefroren, und hier und da quälte sich ein steifgewordener Vogel mit lahmem Flügelschlag über die Büsche. Die Tiere warteten in einem geschützten Winkel auf das Pausenende, vielleicht fand sich auf dem Hof ein stärkender Brocken. Die Nahrungssorgen der hungernden und frierenden Tiere gingen mir durch den Kopf, als ich unter einem Strauch einen bunten Vogel mit ausgebreiteten Flügeln liegen sah. Er schien tot zu sein. Da die Pause schon zu Ende war, steckte ich das Tier in die Hosentasche, um es am Nachmittag irgendwo im Garten zu begraben. Senkrecht und rasch betrat unser Ordinarius das Klassenzimmer. „Setzen!" sagte er mit klarer, leiser Stimme in die Stille. Während ich nur mit halbem Ohr die Stammformen von facere, interficere und laedere vernahm, spürte ich plötzlich, wie es in meiner Hosentasche lebendig wurde. Ich tastete vorsichtig nach dem ungewohnten Gast, und der wiedererwachte Buchfink biß plötzlich zu, versuchte ins Freie zu gelangen und fand schließlich den Weg in die rettende Luft. Im Sturzflug prallte er gegen eine Fensterscheibe, fiel schockiert auf die Fensterbank und schien abermals dem Ende nahe. Aber er erholte sich rasch wieder. „Fenster auf!" befahl der Ordinarius. Der Vogel suchte das Weite und ahnte wohl nicht, daß er seinem Lebensretter zwei Stunden Arrest wegen groben Unfugs bescherte. Nach verbüßter Strafe habe ich meinen Lehrer aufgesucht und mit ihm den vermeintlichen Fall „ von Roheit und Tierquälerei" besprochen. Als das Motiv klar war, traten Frieden und Versöhnung ein. Den längst verstorbenen Herrn Professor Rosin werden wir noch lange in dankbarer Erinnerung behalten.

DR. FRANZ JOHNE, Ab. 1929

# Mitglieder-Versammlung des Landfermann-Bundes

**Bericht des 1. Vorsitzenden auf der Mitgliederversammlung des Landfermann-Bundes vom 28. 12. 1962**

Der Landfermann-Bund wurde 1926 gegründet, besteht also fast 37 Jahre.

Nach dem letzten Kriege wurde der Bund bald wieder mobil. Mitgliederversammlungen fanden 1949, 1953, 1958 und 1959 statt. Die jetzt maßgebliche Satzung stammt vom Juli 1958; sie ist der Gemeinnützungskeitsverordnung angepaßt, so daß Spenden steuerlich abzugsfähig sind.

Im Oktober 1959 hat das 400jährige Schuljubiläum stattgefunden, das allen „Ehemaligen" in Erinnerung bleiben wird. Ich denke insbesondere an die Festrede des Schulleiters, die dank der Hilfe unseres früheren Mitschülers, Rechtsanwalt Gustav Stein, allen Mitgliedern gedruckt zugesandt werden konnte. Die Rede hat allseitig Anerkennung gefunden.

Soweit es in unseren Kräften stand, haben wir aus Beiträgen und Spenden der Schule Geschenke gemacht. Ich denke dabei an das Ehrenmal auf dem Schulhof, das Ehrenbuch für die Gefallenen und Vermißten der beiden letzten Kriege, an Aufwendungen für die Kunstausstellung, die Schüleraufführungen und die Festschrift sowie an ein Vervielfältigungsgerät und die Lampe für das Lehrerzimmer.

Der erste Leiter der Schule nach 1945, Herr Oberstudiendirektor Dr. Kock, erhielt 1960 das Bundesverdienstkreuz. Wir haben ihm dazu herzlich gratuliert.

Sein Nachfolger, Herr Dr. Zimmermann, wurde kürzlich bei seinem 40jährigen Dienstjubiläum vom Leitenden Regierungsdirektor des Schulkollegiums in einer Konferenz geehrt. Ich hatte die Freude, daran teilnehmen und ihm unseren Dank und unsere Anerkennung für seine Schulleitung und das gute Verhältnis aussprechen zu dürfen, das uns seit seinem Amtsantritt mit ihm und seinem Lehrerkollegium verbindet.

In jedem Jahr finden zwei Veranstaltungen statt. Während wir zwischen Weihnachten und Neu-

jahr unter uns sind, treffen wir uns am Abend der Abiturientenentlassung mit den Lehrern sowie den Abiturienten und ihren Eltern. Bei dieser Gelegenheit sind auch die Abiturientenjubilare vertreten, die stets fast vollzählig erscheinen und Erinnerungen auffrischen.

Unseren Dank schulden wir den Herren des Lehrerkollegiums, die sich seit Jahren mit viel Zeitaufwand und Optimismus um eine lebendige Verbindung zwischen Schule und Landfermann-Bund bemühen. Zuerst war dies Herr Oberstudienrat Oellerich, jetzt ist es Herr Studienrat Strauß.

Ein besonderes Wort gilt Herrn Studienrat Dr. Hoffmann, der die seit 1960 erschienenen „Blätter" des Landfermann-Bundes redigiert hat. Sein Wunsch geht dahin, daß ihm aus den Reihen unserer Mitglieder mehr Beiträge als bisher zur Verfügung gestellt werden. Wir wollen durch unsere Blätter eine Brücke bauen zwischen alt und jung.

Wer von uns auf seiner alten Schule Söhne hat, besucht gern die Schülerveranstaltungen. Kürzlich hat in der Aula eine vorweihnachtliche Musik stattgefunden, die über die musische Erziehung Aufschluß gegeben hat. Das danken wir Herrn Studienrat Steiner, dem Orchester, dem Chor und den tüchtigen Solisten aus dem Schülerkreis.

Unser Patenschaftsverhältnis zu den Königsberger Friedericianern, das seit 1955 besteht, ist so harmonisch, wie es beiderseits gewünscht wurde. Alljährlich verleiht ein Friederizianer unseren Abiturienten mit erinnernden Worten die Alberten. Seit unserem Schuljubiläum werden im Herbst die Preise aus der Professor-Schumacher-Stiftung an unsere siegreichen Schüler verliehen.

Landfermann-Bund und Landfermann-Gymnasium haben auch in den letzten Jahren in guter Wechselwirkung zueinander gestanden. Möge es in Zukunft so bleiben!

DR. KLÖNNE

*

Einstimmig wurden in den Vorstand wiedergewählt: Dr. Fritz Klönne als erster, Dr. Franz Johne als zweiter Vorsitzender, Werner Contzen als Kassenwart. Neugewählt wurde, ebenfalls einstimmig, Rechtsanwalt Karl Vogt als Schriftführer.

# Professor Schumacher-Gedächtnis-Stiftung

1962

Mitte September fand in der Aula in festlichem Rahmen die Verleihung der Preise an die diesjährigen Preisträger statt. Den ersten Preis verlieh Herr Dr. Gause an den Oberprimaner Michael Giere für eine vorzüglich bebilderte Untersuchung über die deutsche Backsteingotik im Osten, den zweiten Preis erhielt der Obersekundaner Henrik Reuter für sein Bild „Königsberg 1945", das Titelbild der letzten Ausgabe unserer „Blätter". Eine Reihe weiterer Preise wurde für Arbeiten aus dem Kunstunterricht vergeben. Herr Dr. Gause und Herr Oberstudiendirektor Dr. Zimmermann betonten in ihren Ansprachen, daß eine Verflüchtigung der geographischen und historischen Vorstellungen von den Gebieten jenseits der Elbe eine folgenreiche Verarmung bedeute, der man begegnen müsse. Die Professor-Schumacher-Gedächtnisstiftung diene nicht zuletzt der Sicherung und Festigung dieser Vorstellung. Am Schluß der durch Darbietungen des Schulchores umrahmten Feierstunde erläuterte der erste Preisträger, Michael Giere, seine Untersuchungen über die Backsteingotik im Osten an Hand von Lichtbildern.

1963

Am „Tag der Heimat" hielt Herr Dr. Gause vor den Schülern einen eindrucksvollen Lichtbilder-Vortrag über deutsche Ordensburgen im Osten. Für diese plastische Begegnung mit unverlierbaren Schöpfungen danken wir ihm herzlich.

# Anatomie eines Alibi

Anmerkungen zu dem Roman „Sansibar oder der letzte Grund" von Andersch

Rerik, ein kleiner, vergessener Fischerhafen an der Ostsee. Ein Junge sitzt an der Treenebrücke und sehnt sich fort. Er wünscht sich eine Heuer auf einem Überseedampfer, aber seine Mutter verlangt, daß er seine Lehre bei Knudsen, einem kleinen Küstenschiffer, macht. „Man muß raus, man muß weg sein", denkt der Junge; er hat drei Gründe dafür: einmal ist nichts los in Rerik. Wenn er nicht wegkommt, „wird hier nie etwas mit ihm geschehen".

Entweder wird er, vom Einerlei des Alltags abgestumpft, genauso werden wie alle anderen, oder er wird an einem unerfüllten Freiheitsdrang zugrunde gehen wie sein Vater. Der hatte sich als einziger auf die offene See gewagt, „seine sinnlosen, betrunkenen Fahrten waren Ausbrüche aus einer Welt, in der er nie, niemals etwas zu sehen gekriegt hatte". Von einer dieser Fahrten war sein Vater nicht mehr heimgekehrt; der eintönige Alltag von Rerik hatte ihn in den Tod getrieben — das ist der zweite Grund.

Der dritte aber ist Sansibar, „Sansibar" in der Ferne, „Sansibar hinter der offenen See", Symbol eines Lebens der Tat, des Abenteuers, der Bewährung.

„Es gibt eine Zeit, in der dem Herzen das Geheimnisvolle nur räumlich, nur auf den weißen Flecken der Landkarte erreichbar scheint, und in der alles Dunkle und Unbekannte eine mächtige Anziehung ausübt." (Ernst Jünger)

In der Georgenkirche wartet der kommunistische Agent Gregor auf den Genossen von Rerik, den Fischer Knudsen. Dies hier soll sein letzter Auftrag sein, den er für die Partei ausführt — das hat sich Gregor vorgenommen. Von Knudsen will er vor allem erfahren, ob er von Rerik aus nach Schweden kommen kann. Gregor hat zwar Angst — 1938 herrschen schließlich die „Anderen" in Deutschland, die ständige Bedrohung lastet auf Gregor —, aber der eigentliche Grund für seinen Verrat an der Partei ist ein Erlebnis bei einem Manöver der „Roten Armee". Damals war die Stadt Tarasovka eingenommen worden. Gregor aber war es gleichgültig, „er war plötzlich fasziniert von dem goldenen Schmelzfuß des Schwarzen Meeres und dem grauen Gestrichel der Hütten am Ufer, ein schmutzig-silbernes Gefieder, daß sich zusammen zu ziehen schien unter der Drohung eines dumpf dröhnenden Fächers aus fünfzig Tanks, aus fünfzig Pfeilen eisernen Staubs, gegen die Tarasovka den goldenen Schild seines Meeres erhob."

Gregor als einzigem war der goldene Schild wichtiger gewesen als die Einnahme der Stadt. Alles, was er in jugendlichem Wissensdurst an kommunistischen Ideen mit Begeisterung aufgenommen hatte, verblaßte vor diesem goldenem Schild. Und Gregor begriff damals, daß es etwas geben muß, das über einer bloßen Idee steht: „Man selbst muß übrig bleiben."

Aber im „Kampf nach der Niederlage", im Widerstand, in den ihn die Partei geschickt hat, findet Gregor nicht mehr zu sich selbst. Nur in den Kampfpausen denkt er an den goldenen Schild von Tarasovka. „Wie aber, wenn es eine Welt ohne Aufträge geben sollte? Eine ungeheure Ahnung steigt in Gregor auf; kann man ohne Auftrag leben?"

Gregor steht vor einer kleinen Holzfigur im Mittelschiff der Kirche, einem „lesenden Klosterschüler". „Er trägt unser Gesicht", denkt Gregor, „das Gesicht einer Jugend, die auserwählt ist, die Texte zu lesen, auf die es ankommt." Aber der junge Mann war nicht versunken, nicht einmal an die Lektüre hingegeben. Er las ganz einfach, mit höchster Konzentration, aber kritisch. „Er sieht aus wie einer, der jederzeit das Buch zuklappen kann und aufstehen kann, um etwas ganz anderes zu tun." Gregor ist verwirrt: „Kann man das: Nach Regeln leben, ohne den Geist zu binden?" Die Figur tut es. Gregor blickt mit einer Art von Neid auf sie: „Ich habe einen gesehen, der ohne Auftrag leben kann." Er hat ein Vorbild gefunden; der Klosterschüler zeigt ihm das, was er seit Tarasovka sucht: das Leben ohne Bindung, einzig und allein auf die eigene Person ausgerichtet. Aber um dieses Ideal zu erreichen, muß sich Gregor von der Partei lösen, er muß „aufstehen und weggehen".

Knudsen kommt vorsichtig in die Kirche. Er hat Angst, das Mißtrauen der „Anderen" zu erregen und damit seine Frau, die leicht geistesgestört

Das nebenstehende Bild des regenschweren Südwinds gestaltete der Untersekundaner Hermann-Josef Möller. Es erwuchs aus der Übersetzung u. Interpretation der Verse I, 264-273 in Ovids Metamorphosen. Was das Wort in unserer Sprache nur unvollkommen ausdrückt, das ist hier, wie uns scheint, durch ein Bild angemessen dargestellt: die dem Menschen und seinen Werken drohende Vernichtung.

ist, zu gefährden. Deshalb hat er auch die Bitte von Pfarrer Helander, für ihn eben jenen lesenden Mönch nach Schweden zu bringen, abgeschlagen. „Wer so las wie der Klosterschüler, war eine Gefahr", das hatten auch die „Anderen" erkannt. Aber gerade weil die „Anderen" den Klosterschüler beseitigen wollen, ist er für Helander zum innersten Heiligtum seiner Kirche geworden. „Der ganze Riesenbau der Kirche wird um dieses stillen Mönchleins willen auf die Probe gestellt."

Aber Knudsen will in Ruhe gelassen werden, schon gar von Pfarrer Helander. Er ist nicht einmal mehr bereit, etwas für die Partei zu tun: „Können wir nicht einfach Genossen bleiben, ohne etwas zu tun?" fragt er jetzt Gregor. Dieser aber erklärt ihm offen, er wolle nach Schweden, und zwar privat. Denn er spürt seine Chance: Knudsen hat seinen schwachen Punkt verraten. Er will nichts mehr tun, er will kneifen, wie Gregor. „Zwischen zweien, die kneifen, ist kein Unterschied." Das sagt Gregor Knudsen auf den Kopf zu. Eine Welle der Wut steigt in Knudsen hoch.

Alles, was Knudsen in dieser Nacht noch tun wird, ist eine Folge dieses Hasses auf Gregor; er wird bis Mitternacht im Hafen warten — viel zu lange, als daß es nicht auffällt, weil die anderen Fischer schon längst ausgefahren sind —, dann wird er zur Lotseninsel ausfahren und dort auf Gregor warten, der ihm den „Klosterschüler" bringen wird. Er hat nämlich von Gregor den Parteibefehl, die Figur zu retten, nachdem Helander, der die beiden bei ihrer Zusammenkunft in der Kirche überraschte, Gregor die Gefahr erklärt hat, in der die Figur schwebt. Die „neue Taktik"

nennt Gregor so: „Man arbeitet mit allen zusammen, die gegen die ‚Anderen' sind."

„Eine unverständliche und unbefriedigende Antwort, dachte der Pfarrer, aber plötzlich sah er Gregors Hand. Sie lag auf der Schulter des Klosterschülers; in einer leichten und brüderlichen Bewegung hatte sie sich auf das Holz gelegt."

Knudsen aber wird sich auf das ganze gefährliche Abenteuer einlassen, weil er ein schlechtes Gewissen hat. Er haßt die Partei, weil sie versagt hat, hat aber gleichzeitig Gewissensbisse wegen eben dieses Hasses. Denn die Wut, die er an Gregor ausläßt, ist im Grunde nichts anderes als dieser Haß auf die Partei.

Helander hat kurz nach der Unterredung mit Gregor und Knudsen den Arzt gerufen. Er hat bei Verdun ein Bein verloren, und der Beinstumpf hat sich gefährlich entzündet. Der Arzt hat seine sofortige Überführung nach Rostock verlangt. Helander hat versprochen, sich selbst ein Taxi zu besorgen. Er erinnert sich noch genau an den Augenblick, an dem er seine ursprüngliche Absicht, zuerst die Sache mit der Figur zu erledigen, ehe er den Arzt um Hilfe bittet, geändert hat. „Es geschah, als er aus der Kirche zurück kam. Es war so still im Pfarrhaus, und diese Stille war nur ein Abbild der Stille in der Kirche, der Stille in der ganzen Stadt gewesen. Stille war übrigens das falsche Wort. Irgendwo hatte er einmal gelesen, daß die Ingenieure jetzt in der Lage waren, schalltote Räume zu konstruieren. Das war die richtige Bezeichnung. Die Stadt, die Kirche, das Pfarrhaus waren zu einem schalltoten, echolosen Raum geworden, seit die Anderen gesiegt hatten. Nein, nicht seitdem die Anderen gekommen waren, sondern seitdem Gott sich entfernt hatte. Der hohe Herr hält es nicht für nötig, anwesend zu sein. Vielleicht liegt er einfach auf der faulen Haut."

Helander erwartet verzweifelt einen kleinen Gottesbeweis, „ein paar Zeichen auf der roten Backsteinwand von Sankt Georgen". Aber Gott ist abwesend, er lebt zwar, aber in der größten nur denkbaren Ferne, er hat die Welt als einen schalltoten Raum konstruiert, in dem Gebete, aber auch die Schreie der Gefolterten ungehört verhallen. Eine Lehre ohne Trost, die aber auch dem Martyrium jeden Sinn abspricht. Doch gerade das Martyrium wartet auf Helander, wenn er den „Klosterschüler" rettet. Das Konzentrationslager wird er mit seiner Verletzung nicht überleben. Aber der „Klosterschüler" ist das „innerste Heiligtum" seiner Kirche, „es ist unmöglich, ihn den Teufeln zu überlassen, denkt der Pfarrer. Es ist ebenso unmöglich, daß ich dieses Martyrium auf mich nehme. Er lachte beinahe, als er erkannte, wie genau sich in ihm Angst und Mut die Waage hielten. Die Schalen standen sich zitternd gegenüber."

Wenn er aber das Martyrium auf sich nimmt, „dann ist Gott vielleicht gar nicht so fern. Dann ist er vielleicht ganz nah?"

Diese Frage huscht vorbei wie ein Irrlicht.

Eine nonchalante Bewegung Gottes, eine seiner unberechenbaren Rücksichtslosigkeiten nennt Helander diese Frage am nächsten Morgen. Denn Gott hat damit verhindert, daß er nach dem Krankenwagen telefoniert hat, daß er geflohen ist. „Gott konnte manchmal fast höhnisch zeigen, daß er noch da war, aber er stand den Seinen nicht bei." Unten begehren die Schergen der Anderen bereits Einlaß, sie haben den „Klosterschüler nicht mehr in der Kirche gefunden, Helander hat ihn, wie verabredet, Gregor übergeben.

Helander hält eine Pistole in der Hand; er verspürt den „rasenden Wunsch" zu töten, ehe er selbst getötet wird. Er will töten, weil er auf Gott wütend ist, auf einen Gott, der die Seinen im Stich läßt. Mit seinen Schüssen will er diesen Gott in seiner Unbegreiflichkeit züchtigen.

Aber Schüsse sind keine Antwort auf die Unbegreiflichkeit Gottes. Diese Antwort, diese Rechtfertigung gibt Gott selbst, er läßt Helander schießen, weil „die Salve aus seiner Trommelpistole die Starre und Trostlosigkeit der Welt" durchbricht, weil dann für Sekunden dieser „schalltote", sterile Raum wieder lebendig wird. „Gott läßt mich schießen", denkt Helander, „weil er das Leben liebt."

Den ersten, der eintritt, schießt er nieder, die übrigen gehen in Deckung. „Herrgott, erinnert sich Helander plötzlich, die Schrift! Jetzt muß sie doch erscheinen, die Schrift, auf die ich mein Leben lang gewartet habe." Und Gott gibt die Antwort — „er wandte sich um und blickte auf die Kirchenwand, und während er die Schrift las, spürte er kaum das Feuer, das in ihn eindrang, er dachte nur, ich bin lebendig."

Kurz vor Mitternacht hatte Gregor die Figur aus der Kirche geholt. Er war nicht allein. Er hofft, daß Knudsen auch Judith, eine junge Jüdin, die in Lebensgefahr schwebt, mitnimmt. Mit viel

Glück erreichen sie endlich Knudsen, der an der Lotseninsel auf ihn wartet. Knudsen ist inzwischen eine Idee gekommen: „Ich werde die Figur draußen über Bord werden, überlegte er, das ist das Einfachste, niemand wird mich etwas fragen, und ich werde in Ruhe leben." Aber Judith durchkreuzt diesen Plan, sie kann er nicht einfach ins Meer werfen. Wütend weigert er sich, sie mitzunehmen.

Gregor hat damit schon gerechnet und sich entschlossen, Gewalt anzuwenden, Knudsen niederzuschlagen und den Schiffsjungen mit der Figur und Judith nach Schweden zu schicken. Knudsen fällt nach kurzem Kampf auf die Ufersteine und bleibt liegen. Der Schiffsjunge greift nicht in den Kampf ein, er verfolgt den Kampf mit „düsterer Neugierde", fast angenehm überrascht, daß etwas Besonderes vor sich geht. Gregor erklärt ihm jetzt seinen Plan, und der Junge willigt ein. Knudsen merkt verwundert, daß Gregor keine Anstalten macht, mit auf das Schiff zu kommen, obwohl er in diesem Augenblick nichts lieber täte als das. Statt dessen „treibt er die Angelegenheit auf die Spitze" und bricht damit den Haß Knudsens. „Wenn ich einen Meter vor dem Ziel versagt hätte", denkt Gregor, „wenn ich zu dem Jungen gesagt hätte, ich fahre mit, dann hätte mich Knudsen gehaßt bis ans Ende seiner Tage."

Knudsen erklärt sich bereit, Judith mitzunehmen. „Wenn die Partei schon im Eimer ist", denkt Knudsen, „dann müssen die Jungen so kneifen wie Gregor, und die Älteren so wie ich. Dann ist es besser, wir machen solche Sachen wie die, zu der er mich heute gezwungen hat, Sachen ohne die Partei, private Sachen." Sein Haß ist zusammengebrochen, denn es war ein „heuchlerischer Haß". Jetzt erst ist Knudsen „auf dem Grunde seiner Angst" angelangt, „dort, wo man sich einfach hinnimmt, still und ohne Vorwurf."

„Du kannst mitfahren, wenn du willst", sagt Knudsen. Gregor lehnt höhnisch ab.

Gregor geht durch die Morgendämmerung zurück nach Rerik. Er geht „zwischen den Vögeln hindurch, zwischen den Gruppen der schlafenden Wildgänse und Wildenten und Wildmöwen, zwischen Vögeln, die sich auf Wanderschaft befinden, und Vögeln, die hier bleiben und sich in den Winterstürmen wiegen." Gregor spürt, daß die Wahl zwischen der Freiheit „hinter der offenen See" und den „Winterstürmen" nicht so leicht ist. Er kann sein Leben ohne Bindung nicht um jeden Preis verwirklichen, es ist gerade eine solche Bindung, die ihn in dieser Nacht an der Flucht gehindert hat: die Rücksicht auf Knudsen. „Das graue Morgenlicht erfüllte die Welt, das nüchterne, farblose Morgenlicht zeigte die Gegenstände ohne Schatten und Farben, es zeigte sie beinahe so, wie sie wirklich waren, rein und zur Prüfung bereit. Alles muß neu geprüft werden, dachte Gregor."

Knudsen ist die Überfahrt geglückt. Er liefert die Figur, wie verabredet, bei einem schwedischen Pfarrer ab. Als Wache läßt er den Schiffsjungen allein zurück. „So eine Möglichkeit kommt nie wieder", denkt der Junge und geht landeinwärts. Daß Knudsen Schwierigkeiten bekommt, wenn er ohne den Jungen nach Hause kommt, weiß er ganz genau, aber „ich bin keinem von ihnen zu Dank verpflichtet."

Der Klosterschüler nahm auch auf niemanden Rücksicht, er haute auch ganz einfach ab und alles, was er zurückließ, war ihm egal; ich will es auch so machen, denkt der Junge."

Aber der Junge ist kein Cortéz, er kann die Schiffe nicht hinter sich verbrennen. Obwohl er an einem idyllischen Waldsee seine Träume aufs schönste verwirklicht sieht, treibt ihn eine Unruhe zurück zum Ufer; er will nachsehen, ob Knudsen abgefahren ist. „Denn erst, wenn Knudsen wirklich abgefahren ist, dachte er, bin ich wirklich frei." Er wartet auf eine Initiative von Knudsen, denn die Bindung zu Knudsen, der jetzt auf ihn angewiesen ist, ist doch zu stark, als daß er selbst diese Verbindung abrechen, „aufstehen und weggehen" könnte. „Der Junge sah, daß der Kutter noch immer dalag ..., er konnte sehen, daß Knudsen auf Deck saß, er saß auf der Wassertonne und rauchte. Der Junge blickte nicht mehr in den Wald zurück, als er den Steg betrat. Er schlenderte auf das Boot zu, als sei nichts geschehen." Auch die Flucht des Jungen scheitert wie die Gregors. Die Bindung des Einzelnen an die Gemeinschaft und ihre Forderungen ist meistens zu stark, als daß man sich aus eigener Initiative von ihr lösen könnte. Nur wen die Gesellschaft ausstößt, der kann, der muß sogar fliehen; „man muß ein Neger oder ein Jude sein, damit man einfach abhauen kann". Aber die Flucht aus der Gemeinschaft um eines Ideals willen muß früher oder später scheitern, denn ein Ideal kann man nicht verwirklichen, dieses „Sansibar" mit dem Leben „ohne Auftrag" gibt es nirgendwo und wird es nirgendwann geben.

HÖVELMANN, OBERPRIMA

(Das hier besprochene Buch ist einer der wenigen deutschen Romane der Nachkriegszeit, die im Ausland wirklich beachtet und als „aufbauend" bezeichnet wurden. Diese Erörterung stützt sich nicht auf den Fernsehfilm, der in wesentlichen Punkten von der ursprünglichen Vorlage abweicht.)

# Natürlicher Nährboden für das Politische

Im September 1961 standen die beiden Primen, die Ostern 1962 die Reifeprüfung abgelegt haben, erschüttert vor der eben errichteten Mauer in Berlin. Plötzlich fühlten sie, daß Freiheit und Selbstbestimmung weder leere Begriffe noch selbstverständlicher Besitz sind. Anläßlich der ersten Preisverteilung aus der „Prof.-Schumacher-Gedächtnis-Spende" am 14. Oktober 1961 berichtete Michael Schmidt-Ruthenbeck über die in Berlin gewonnenen Eindrücke und führte unter anderem aus:

Dieses ständige In-Spannung-Leben hat in Westberlin ein ganz besonderes Gemeinschaftsgefühl, ein anderes Lebensgefühl als bei uns entwickelt. Die Menschen in Westberlin leben politisch, nicht im Sinne von parteipolitisch, sondern sie leben auf ihre Gemeinschaft, auf ihre Stadt hin bezogen. Sie leben und handeln in dieser Gemeinschaft, die von einem bestimmten, festen Fundament verbindlicher Werte getragen ist. Bei Alexander Rüstow heißt es in einem Vortrag aus dem letzten Jahr: „Der Mensch will sich höheren Werten verpflichtet fühlen. Der Mensch will dynamisch eingebettet sein in eine Wertgemeinschaft." Dies Gefühl, dynamisch eingebettet zu sein in eine Wertgemeinschaft, das Gefühl, in einer und mit einer Gemeinschaft zu handeln, das ist bei den Westberlinern lebendig. Im Augenblick boykottieren sie freiwillig die S-Bahn, die unter Ostberliner Verwaltung steht, und nehmen alle Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten, die sich daraus für sie ergeben, auf sich, sie nehmen sie gemeinsam auf sich, und in diesem freiwilligen, gemeinsamen Boykott, zeigt sich ihr Zusammenhalten, ihr bewußtes In-der-Gemeinschaft-Leben. Ein Lagerleiter aus Marienfelde sagte einmal beiläufig: „Wissen sie, es geht doch gar nicht um Berlin an sich, um uns hier, hier ist nun einmal gerade der Ort, wo die großen Gegensätze aufeinanderstoßen, wir sind hier einmal vorderste Reihe der westlichen Welt." Auch in diesen Worten derselbe Gedanke; die Gemeinschaft wird sogar noch erweitert, das Bewußtsein, in einer Gemeinschaft zu handeln ist noch stärker, weil die Gemeinschaft für diesen Mann noch viel größer und umfassender ist. Vielleicht sind diese Beispiele typisch für die Haltung der Westberliner.

Ihr Leben ist politisch, unser Leben hier in diesem Sinne weitgehend unpolitisch. Wir — die wir jetzt in Berlin waren — sind in einer Umwelt aufgewachsen, die nicht in dem Maße politisch ist. Insofern ist Berlin für uns eine notwendige Lebenserfahrung, die Erfahrung einer anderen Lebensweise, über die wir hier gesprochen haben, zu der hin uns die Schule erziehen will, die wir aber nicht selbst gelebt, und erlebt haben, die uns auch nur in gewissem Umfang vorgelebt wird.

Die meisten, die noch unter dem Eindruck des SS-Staats stehen, werden bei diesen Worten vom „Wert", von der „Gemeinschaft", vom „Gemeinschaftsgefühl" mißtrauisch geworden sein. Aber ich glaube, kaum einer, der in Westberlin gewesen ist, wird bestreiten, daß uns das Leben dort, die Lebensart der Menschen irgendwie doch imponiert und beeindruckt, trotz der Gefahr, trotz all der Leiden und der Mauer halten sie aus. Und der Grund dafür liegt zum großen Teil in diesem Zusamenhalten der Menschen, in diesem Gefühl, aufeinander angewiesen zu sein, in einem Boot zu sitzen, in ihrem Gemeinschaftsgefühl und ihrem Bewußtsein der Gefährdung. Die politische Lebensweise der Westberliner ist in der Gefahr, in der ständigen Spannung gewachsen, im gemeinsamen Kampf um die bloße Existenz und wird auch durch diesen Kampf um die Existenz aufrechterhalten. Und in diesem Punkte muß ausdrücklich auf die besonderen

Bedingungen hingewiesen werden, die zu dieser Lebensweise geführt haben. Wenn es um die bloße Existenz geht, haben die Menschen schon immer leichter die Bedeutung der Gemeinschaft, des Zusammenhaltens erkannt, dann ist es leichter, ein gewisses festes Fundament gemeinsamer Werte zu schaffen. Was aber, wenn diese bloße Existenz sichergestellt ist, wenn die Spannung von außen fortfällt, wo gibt es dann die Menschen, die politisch leben?

# Am Ausdruck arbeiten

Es scheint eine selbstverständliche Forderung, daß sich der Apotheker bei Drogen nicht vergreift und der Bodenfunker dem über dem Flughafen kreisenden Piloten die Landeanweisungen einwandfrei übermittelt. Dagegen erscheint die überlegte Wahl des Wortes manchem als Luxus, der jeder Verbindlichkeit entbehrt. Aber „Alleinsein" und „Einsamkeit" ist nicht dasselbe, und wer „stolz" ist, den kann ich nicht als „hochmütig" bezeichnen. „Trägheit" und „Ruhe" decken sich nur teilweise, und wer „Verstand" hat, besitzt deshalb noch keine „Vernunft". Aber immer wieder werden diese Begriffe verwechselt, und diese Vermengung verursacht Unklarheiten oder sogar Mißverständnisse. Keiner spürt den Zerfall der Sprache in unserer Zeit so stark wie der Deutschlehrer. Er tut nach Lage der Dinge gut daran, einen großen Teil seiner Aufmerksamkeit und Arbeit in der Klasse der Abgrenzung verwandter Begriffe zu widmen. Wer hier unterscheiden kann, wird sich immer richtig ausdrücken, soweit die Sprache überhaupt Gedachtes und Erlebtes auszudrücken vermag. Die Sprache ist Ausdruck des inneren Menschen. Sollte es also nicht möglich sein, über die Klärung und Ordnung der Sprache auch heilend auf die tieferen Schichten des Menschen zurückzuwirken, aus denen jede Äußerung emporsteigt? Wer mit strenger Kühle am Ausdruck arbeitet, formt den Menschen und damit die Zeit.

Der folgende Schüleraufsatz ist ein Beispiel dieser planmäßig durchzuführenden Differenzierungsübungen, die einen Begriff durch die Decke des oberflächlichen Sprachgebrauchs hindurch verfolgen und bis in den Wurzelgrund hinein abtasten.

**Gedächtnis und Erinnerung**

Greift man zu einem Lexikon, um etwas nachzuschlagen, sagt man oft scherzhaft: „Ich muß mein Gedächtnis befragen." Dieser Vergleich des Gedächtnisses mit einem Lexikon ist sehr treffend: ein Lexikon ist eine große Ansammlung unzusammenhängender Tatsachen. In ähnlicher Weise ist das Gedächtnis eine Ansammlung von Eindrücken, die ein Mensch vermittels seiner Sinnesorgane in sein Bewußtsein aufgenommen und dort gespeichert hat. Es umfaßt und erfaßt alle Schichten des menschlichen Erlebnisfelds: Zahlen, Namen, Gesichter, Widerstände. Da auch das Tier Sinnesorgane besitzt, kann es gleichfalls Eindrücke von der Außenwelt empfangen und im Gedächtnis sammeln und aufbewahren. Beim Tier reichen diese Eindrücke jedoch nicht in Geist und Seele hinein, und es kann die Eindrücke nicht elastisch bewerten und nicht in die Sprache heben. Der Psychologe vergleicht die Psyche des Menschen häufig mit einem Schrank mit unzähligen Türen. Dieses Bild kann man auch auf das Gedächtnis übertragen: wie in einem großen Schrank lagern im Gedächtnis Erdachtes, Erlerntes und Erlebtes. Sinken nun die Eindrücke durch den Boden des Bewußtseins weiter ins Unterbewußte oder Unbewußte ab oder entschwinden sie völlig, so sind sie „vergessen". Der Gegensatz zum Vergessen ist die Erinnerung. Aus der — sprachlich richtigen — Redensart „sich etwas in Erinnerung rufen" ersieht man, daß die Erinnerung im Gegensatz zu dem „zuständlichen" Gedächtnis ein Vorgang ist. Etwas taucht aus dem Gedächtnis auf, wird „virulent" und löst Hand-

lungen aus. Wer sich er-innert, überführt gespeicherte Eindrücke aus dem Innern in das Außen des Hier und Jetzt. Auch das Tier vermag sich irgendwie zu „erinnern". Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. So kann auch ein Tier etwas erlernen, d. h. sich an früher empfangene Eindrücke erinnern. Aber wie bei dem noch unverständigen Kind geschieht die Erinnerung des Tieres immer nur im Reflex: es reagiert immer in der gleichen Weise auf gleiche Reize. Da das Tier sich im Reflex erinnert, können wir es zähmen und dressieren. Der zu vollem Bewußtsein erwachte Mensch kann dagegen nie „abgerichtet" werden. Er reagiert nicht nur, er handelt von sich aus. Beim Tier wird uns überdies deutlich, daß nur die Erinnerungsfähigkeit es den Lebewesen ermöglicht, im Kampf um das Dasein zu bestehen. Im reifen Menschen sterben also diese reflexartigen Reaktionen nicht einfach ab: beim Fall streckt er instinktiv die Hände vor und vermindert so die Härte des Aufpralls. Den zu sich selbst erwachten Menschen zeichnet aber im Gegensatz zum Tier die Möglichkeit der bewußten, willkürlichen Erinnerung aus. Er kann sich erinnern, er kann aber auch vergessen. Wer Widerwärtiges nicht vergessen kann, wird nie einen neuen Anfang setzen können. Wer nicht vergessen kann, der kann auch nie verzeihen. Vergessen ist also einmal eine Pflicht. Es kann aber zugleich auch ein Versagen sein: wer vergißt, wo Gefahrenquellen liegen, wird von neuem von Unheil überfallen werden. Der avantgardistische Film „Hiroshima — mon amour" zeigt die Spannung zwischen Erinnern und Vergessen: die Frau kann die Schatten der Vergangenheit nicht vergessen, deshalb aber auch nicht neu lieben und geliebt werden. Wer sich aber der Schrekken nicht erinnert, sie nicht kontrollierend und abwehrend im Auge behält, darf sich nicht wundern, wenn sich Unmenschliches wiederholt.

Das Gedächtnis registriert, die Erinnerung sondert aus und wertet energisch. So kann die Photographie eines geliebten Menschen verlorengehen, in der Erinnerung wurzeln seine wesentlichen Züge beharrlich. Der Mensch, der in unserer Erinnerung lebt, schaut uns von innen an. Und dieses Bild können auch Flammen nicht zerstören.

DALLY, Abiturientia 1962

## Abiturientia 1963

Klassenlehrer: OStR Langensiepen

| | |
|---|---|
| Hans Georg Braun | Germanistik und Volkswirtschaft |
| Winfried Bungter | Katholische Theologie |
| Wilfried Dehne | Medizin |
| Hans Jürgen Doerth | BW-Offizier |
| Franz Diet. Gassmann | Volkswirtschaft |
| Wolfgang Heller | Mathematik u. Chemie |
| Egbert Jansen | Jura |
| Josef Kampkötter | Technik |
| Adolf Kemper | Jura |
| Armin Kerker | Journalist |
| Lothar Kühn | Katholische Theologie |
| Bernhard Lonski | Physik |
| Hansjörg Mannherz | Technik |
| Jürgen Mantell | Jura |
| Ulrich Meyer | Math. u. Naturwiss. |
| Rolf Petzold | Architektur |
| Klaus Riehl | Musikwissenschaften |
| Franz Dieter Rolle | Katholische Theologie |
| Jürgen Schramm | Medizin |
| Hansjürgen Schulze | Chemie |
| Hendrik Vygen | Jura |
| Ludwig Weber | Diplomat |
| Klaus Werner | Journalist |
| Ernst Wortberg | Technik |
| Heribert Zimmermann | Volkswirtschaft |

# Aus dem Leben der Schule

Am 18. 12. 1963 fand in der überfüllten Aula das diesjährige vorweihnachtliche Konzert statt. Alle Zuhörer waren tief beeindruckt: das Schulorchester, der Schulchor und überdurchschnittlich gut musizierende junge Solisten bewältigten ein reichhaltiges Programm von hohem Niveau. Unser Dank gilt vor allem Herrn Studienrat Steiner für sein vom Erfolg gekröntes Bemühen.

*

Auch die allerneuste Musik hat in unserer Schule Raum und viele Freunde. Schon zweimal überraschten uns fünf Schüler aus der jetzigen Unterprima mit Jazzrhythmen und Spirituals. Diese Musik wirkt nicht notwendig „enthemmend". Viele behaupten nämlich, im „Parkett" (sprich: Aula) sei es noch nie so ruhig gewesen.

*

Am 1. November ging unser bisheriger Verwaltungsoberstudienrat, Herr Dr. Abts, als Direktor des Arndt-Gymnasiums nach Krefeld. Sein fünfjähriges Wirken an unserer Schule hat tiefe Spuren in Herzen und Hirnen zurückgelassen. Wir haben in ihm einen hervorragenden Lehrer und Menschenfreund verloren. Wir wünschen ihm Gottes reichen Segen für seine neue, verantwortungsvolle Tätigkeit und heißen zugleich seinen Nachfolger, Herrn Oberstudienrat Reiß, an unserer Schule herzlich willkommen.

## *Einladung!*

**Wir laden alle Ehemaligen und Freunde des Landfermann-Gymnasiums, ganz besonders aber die Friderizianer, zu der diesjährigen Verabschiedung der Abiturienten herzlichst ein. Wir treffen uns am 28. Februar 1964 um 20 Uhr im Duisburger Hof.**

**Verstorben :**

Onnen Schweers (1956) o. D. 1962

Dr. Helmut Cossmann (1911) 6. 10. 1962

Pfarrer Peter Lingnau (1922) o. D. 1962

Pfarrer Heinrich Breuer 20. 5. 1962

Landgerichtsdirektor a. D. Erich Feller (1901) 1. 2. 1963

Johannes Reinirkens (1912) 8. 2. 1963

Dr. Hans-Joachim Vogelsang (1935) 22. 6. 1963

StR a. D. Eckart Brandes

**Verheiratet:**

Hans-Jürgen Poschet (1956) — Lissa Lund 13. 4. 1963

Dr. Hans-Joachim Weimer (1954) — Hildegard Krautwig 15. 6. 1963

Heinrich-Otto Vetter (1956) — Helga Fischer 28. 6. 1963

Dr. phil. habil. Ernst Vogt (1950) — Monika Vagedes 2. 8. 1963

Nikolaus Lenz — Christel Normann 30. 8. 1963

Peter Jeschke (1956) — Gerda Nitsch 16. 8. 1963

Karl Vogt (1952) — Erika Rick 9. 8. 1963

**Geburten:**

Sohn Christian: Pastor Klaus Gnoth (1952) und Frau Esther, geb. von Schemm

Sohn Ralf Juraci: Alphons Kuchler und Frau Gertrud, geb. Lauer

Tochter Annette Linda: Dr. Jochen von Schwedler (1954) und Frau Holle, geb. Gross

**Priesterweihe:**

Heribert Stavinsky (1957) 2. 2. 1963

Paul Gräve 9. 3. 1963

**50 Jahre ordiniert:**

Pfarrer Wilhelm Jarcke (1906) 2. 12. 1962

**80 Jahre alt:**

Dr. Paul Averdunk (1901) 1. 11. 1962

Prof. Dr. Josef Kölzer (1904) 28. 2. 1963

Herausgeber: Landfermann-Bund e. V. Duisburg
Schriftführer des Landfermann-Bundes: Studienrat Strauß
Redaktion: Dr. Hoffmann
Druck: Buchdruckerei Wilh. Scheuch, Duisburg, Neudorfer Str. 203